

FEUILLETON

J'ACCUSE



Supergute Titel

ALAN POSENER

N eulich habe ich an dieser Stelle die Unsitte deutscher Kinoverleiher kritisiert, die – im Glauben, der deutsche Kinogänger sei beschränkter als der amerikanische oder britische – importierten Filmen verschlimmbesserte Titel verpassen, so dass – neuestes Beispiel – aus „Bridesmaids“ (Brautjungfern) der klamaukige „Brautalarm“ wird. Eine ähnlich schlechte Meinung vom Publikum scheinen deutsche Verlage zu haben.

Wie soll man sich sonst erklären, dass aus Yann Martels „Life of Pi“ im Deutschen „Schiffbruch mit Tiger“ wird? Aus Mark Haddons „The Curious Incident of the Dog in the Night-Time“ „Supergute Tage“ oder die sonderbare Welt des Christopher Boone? Aus Jeffrey Eugenides' „The Virgin Suicides“ „Die Selbstmordschwester“? Aus David Nicholls' „One Day“ „Zwei an einem Tag“? Aus Elwyn Brookes Whites Kinderbuch „Charlotte's Web“ „Wilbur und seine Freunde“? (Der Kinofilm hieß dann für ganz Doofe: „Schweinchen Wilbur und seine Freunde“.) Diese Aufzählung ist eine rein zufällige Auswahl, basierend auf einem Gespräch bei pochiertem Gemüse nach einem Rezept aus Yotam Ottolenghis wunderbarem Kochbuch „Plenty“ (Fülle; vielleicht auch Hütle und Fülle) – auf Deutsch, sprich für Doofe: „Genussvoll vegetarisch“.

Auch Sachbücher werden auf diese Weise aufgepeppt. John Mearsheimers „Why Leaders Lie“ kommt auf Deutsch unter dem Titel „Lüge! Vom Wert der Unwahrheit“ heraus. Dabei behandelt Mearsheimer nirgends den „Wert“ der Unwahrheit; schon die Unterstellung, Lügen könnte einen „Wert“ darstellen, ist obszön. Der Politikwissenschaftler wägt nur die Vor- und Nachteile des Lügens ab, und zwar ausschließlich in der Sphäre der internationalen Politik.

Emphase ist alles, Inhalt nichts. Die abgesetzte Rede des Gaddafi-Preisträgers und Kapitalismus-Hassers Jean Ziegler wird als Pamphlet – Pamphlete sind seit dem Erfolg von Stéphane Hessels „Empört euch!“ *le dernier cri* – als „Der Aufstand des Gewissens“ vermarktet. Bisher war die Bezeichnung „Aufstand des Gewissens“ dem Widerstand der Männer des 20. Juli vorbehalten. Egal.

Man muss wohl froh sein, dass die Verschlimmbesserer nicht früher unterwegs waren – oder rückwärtend aus Shakespeares „Antoni und Cleopatra“ „Heiße Nächte am Nil“ machen, aus Tolstojs „Krieg und Frieden“ „Liebesgröße aus Moskau“, oder aus Darwins „Ursprung der Arten“ „Die Schöpfungslüge“. Den Titel verpasste man dafür Richard Dawkins' Darstellung der Evolutionstheorie, „The Greatest Show on Earth“, in der das Wort „Lüge“ nicht einmal vorkommt. Ein bescheidener Vorschlag: Die deutschen Kritiker weigern sich, Romane, Sachbücher oder Filme zu rezensieren, deren Titel die Intelligenz der deutschen Konsumenten beleidigt. Wie wär's?

Jenseits von Edendorf

Unser Land soll schöner werden: Eine Reise in die Provinzen der deutschen Gegenwartskunst

Die Deutsche Stiftung Kulturlandschaft will den ländlichen Raum aufwerten – für Einheimische und Durchreisende

ECKHARD FUHR

Clemens Botho Goldbach ist ein Trümmermann. Er klopft gern Steine. Ruinen haben es ihm angetan – Ruinen überhaupt, aber eine ganz besonders, die Mutter aller deutschen Ruinen: Eldena. Das verbindet den 1979 geborenen Düsseldorfer Künstler mit Caspar David Friedrich. Der malte und zeichnete was von dem Zisterzienserkloster seiner Heimatstadt Greifswald übrig geblieben ist immer wieder. Das bekannteste Eldena-Bild Friedrichs zeigt den sich himmelhoch reckenden Spitzbogen und die Säulenstümpfe des ehemaligen Schiffes, wie sie zärtlich von Bäumen umwuchert werden. An die Ruine schmiegt sich ein Backhaus, vor dem winzig zwei Männer in Bäckertracht zu erkennen sind. Das Bild ist ein hochprozentiger romantischer Motivcocktail. Innig umarmen sich Natur und Kunst. Als Zeichen der Vergänglichkeit öffnet sich die Ruine als steinernes Gebet dem Himmel und der Ewigkeit. Da möchte man nur noch „Eldena“ seufzen.

Im vergangenen Jahr hat Clemens Goldbach eine an gotische Kirchenreste gemahnende Ruine an ein altes Bürogebäude in Bonn gebaut. „Ruine, Auswärtiges Amt“ hieß die temporäre Installation. Jetzt ist er nach Edendorf gezogen, um ein dauerhaftes Ruinen-Kunstwerk zu schaffen, gegenüber dem Feuerwehrhaus, vor einer alten Scheune, die ihm auch als Werkstatt dient. Die Steine für seine Ruine, 4000 an der Zahl, stammen von einem abgerissenen landwirtschaftlichen Gebäude, sind also selbst ruinosen Ursprungs, nur dass nutzlos gewordene Schuppen und Ställe auf dem Dorf niemals oder nur höchst selten zu auratischen Ruinen, zu Merk- und Erinnerungszeichen werden. Es verschwindet so einiges auf den Dörfern, spurlos. Aber Edendorf lässt sich eine Ruine bauen, eine, die stehen bleiben soll. Weil die Edendorfer nicht hinnehmen wollen, dass Dörfer Orte des Verschwindens, des Entleerens, der Verödung und der Verlassenheit sind.

Edendorf hat 330 Einwohner. Es ist ein Ortsteil der Gemeinde Bienenbüttel im niedersächsischen Landkreis Uelzen. Der Elbe-Seitenkanal führt hier vorbei. Und irgendwann einmal auch die Bundesautobahn A39. Dann werde es vorbei sein mit der Ruhe, fürchten viele und hängen Protestplakate in ihre Vorgärten. Die Bäckerei mit Kaffeeausschank ist über Edendorf hinaus bekannt. Der letzte Lehrer der Dorfschule lebt 90-jährig in einem Altenheim.

Neubauviertel gibt es in Edendorf nicht. Die Einwohner konzentrieren sich ganz auf die Erhaltung des Alten. Und die Zugezogenen sind gerade deswegen, wegen der schönen alten Häuser, gekommen. Hundert der 330 Edendorfer gehören dem Verein „Unser Edendorf“ an. Es gibt praktisch keine Familie ohne Mitgliedschaft. Die zweite soziokulturelle Großmacht in Edendorf ist die Freiwillige Feuerwehr. Zusammen organisieren die beiden den jährlichen Dorfputz. Bei sol-

cher Gelegenheit entstand die Idee, sich für das Programm „Kunst fürs Dorf – Dörfer für Kunst“ der Deutschen Stiftung Kulturlandschaft zu bewerben, das, nach der Premiere 2009 in Mecklenburg-Vorpommern, nun zum zweiten Mal, diesmal in Niedersachsen, ausgeschrieben worden ist.

Die Stiftung hat sich die kulturelle, soziale und ökologische Förderung des ländlichen Raums auf die Fahnen geschrieben und stemmt sich gegen seine Vernachlässigung zugunsten urbaner Wachstumsregionen. Sie pocht auf den Verfassungsgrundsatz der Gleichwertigkeit der Lebensverhältnisse. In ihren Aufsichtsgremien ist das ganze Spektrum der Landwirtschaft vom Bauernverband über die Ministerien und die Agrarwissenschaft bis zur Agrarindustrie vertreten. Die Dorfkunst ist eines ihrer Leuchtturmprojekte. Künstler können sich um ein Stipendium bewerben, 20 000 Euro für ein halbes Jahr, Dörfer um einen Künstler, dem sie Wohn- und Arbeitsmöglichkeit bieten müssen. Dann findet so etwas Ähnliches wie ein Viehmarkt statt, bei dem die Dörfler versuchen, den richtigen Künstler zu finden. Das Wort Viehmarkt entschlüpfte dem Mund Goldbachs als er sich an die Veranstaltung im niedersächsischen Landwirtschaftsministerium erinnerte.

Die Ruinen-Fundamente sind gelegt, die Steine herbei geschafft. Der örtliche Maurermeister beobachtete zunächst mit einer gewissen Reserviertheit wie der Künstler sich abrackerte, das Handbuch des Maurerhandwerks immer griffbereit. Nun hilft er mit Tipps für die kunstgerechte Ausführung von Spitzbögen. Die Baustelle ist zu einem beliebten Treffpunkt geworden. Es hat Goldbach sicher geholfen, dass er ein bodenständiger Typ ist, dessen Hände mehr von schwerer körperlicher Arbeit erzählen als die der meisten Edendorfer, die täglich in ihre Büros nach Lüneburg, Hannover oder Hamburg pendeln. Er fühle sich von der Dorfgemeinschaft aufgenommen, sagt er. Aber warum gerade er?

Nun, das Dorf wollte etwas mit Steinen haben. Sie seien steinreich, sagen die Edendorfer. Ordentliche Feldsteinwacker kommen beim Pflügen immer wieder zutage. Aus Feldsteinen bestehen die Fundamente der alten Bauernhäuser. Und in der Nähe gibt es ein Hünengrab, irgendwo ja auch eine sakrale Ruine. „Der Weg der Steine“ schrieben sie als Thema in ihre Bewerbung. Da passte dann der Trümmerkünstler Goldbach am besten. Ende September soll sein Werk vollendet sein.

Wir könnten jetzt von Edendorf Richtung Osten fahren durchs Wendland, die Elbe überqueren und dann durch die Prignitz und das Havelland bis nach Paretz bei Potsdam, einem Dorf, das selbst schon ein Kunstwerk ist und für alle

Drögenbostel wünscht sich ein Kunstwerk, das als Treffpunkt benutzbar ist, eine Sitzecke



In Berlin-Mitte wäre das nicht denkbar: Clemens Botho Goldbach mauert ein Zeichen

Preußenfreunde ein Ort der Sehnsucht. Wir wollen aber Drögenbostel nicht übergehen, denn Drögenbostel ist so klein, dass es leicht übersehen wird – 142 Einwohner. Es gehört zu den Ortschaften, die den Automobilisten narren. Bevor er merkt, dass er da ist, ist er schon durch.

Wir wenden uns also nach Westen, durchqueren die Lüneburger Heide und steuern Visselhövede an. So müssen wir auch durch den Ortsteil Drögenbostel kommen. Außer dem Ortschild ist von dem Dorf nicht viel zu sehen. Fünf alte Höfe ducken sich abseits der Straße hinter Bäumen. An der anderen Straßenseite liegt der neuere Ortsteil, auch nur eine Handvoll Häuser.

Dem durch die Straße geteilten Dorf fehlt also ein Mittelpunkt. Den soll nun die Kunst schaffen, und zwar genau dort, wo heute gleich hinter dem Ortsschild eine Bank, ein Tisch, ein Telekommasten und ein Abfallkorb stehen zwischen einigen von Opa Knüppel gepflegten Sträuchern, weswegen die Ecke Opa Knüppels

Park genannt wird. Drögenbostel wünscht sich von dem Berliner Architekten Stefan Dornbusch ein Kunstwerk, das benutzbar ist als Treffpunkt, zum Sitzen und Quatschen, eigentlich eine Sitzecke.

Und so etwas wie eine Sitzecke will Dornbusch auch tatsächlich liefern, eine Art Zimmer im Freien auf einem hölzernen Podest. Noch gibt es nur Pläne. Und die liegen schon so lange beim Baumt, dass es Ortsvorsteher Jürgen Meyer langsam nervös macht. Er und einige Mistretterinnen haben zu Kaffee und Kuchen in Opa Knüppels Park eingeladen und versuchen, dem Besucher wortreich zu beschreiben, wie dieses Plätzchen zum Kunstwerk umgestaltet das Dorfleben bereichern, eilige Autofahrer zum Verharren bringen und den Drögenbostelern zum Identitätszeichen werden wird. Leise Zweifel, ob man die Intentionen des Künstlers auch richtig verstanden habe, sind nicht zu überhören. Man muss abwarten, ob Drögenbostel mit seinem Künstler glücklich wird. Umgekehrt gilt

das ebenso. Auch Trennung ist möglich bei „Kunst fürs Dorf – Dörfer für Kunst“.

Die Stiftung Kulturlandschaft geht „in die Fläche“, sie beachtet den weiten ländlichen Raum, will ihn kulturell urbar machen. Die Stiftung Paretz, ein Ableger der Stuttgarter Breuninger Stiftung, verfolgt ähnliche Ziele, ist aber ganz und gar einem einzigen Dorf verpflichtet. Es ist nicht so, dass Paretz kulturell erst noch wach geküsst werden müsste.

Seine Gründung schon war einer Kulturidee geschuldet. Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Preußenkönig Friedrich Wilhelm III., ließ für sich und seine Gattin Luise vom Hofarchitekten David Gilly an der Havel um 1800 einen Landsitz samt zugehörigem Musterdorf errichten, ein bescheidenes, schlichtes einstöckiges Schloss als quasi bürgerlichen Familiensitz, eine Kirche und Bauelemente, die dem Gut Paretz die realökonomische Grundlage liefern sollten. Es entstand also nicht eine Kunstkulisse für Schöpfersöhne, sondern so etwas wie die königliche Realapotheose des Landlebens.

In der DDR wurde das Schloss, dessen klassizistische Architektur hinter Rauputz verschwand, zunächst als Bauernhochschule genutzt und dann Sitz der zentralen Viehzucht-Verwaltung der DDR. Die Vergangenheit versank im Vergessen. Ein Magdeburger Buchhändler, Matthias Marr, allerdings zog der Liebe zur Königin Luise wegen schon in den achtziger Jahren nach Paretz, ein Sonderling mit einer Vision. Nach der Wende setzte er alle Hebel in Bewegung, das historische Paretz wieder aufstehen zu lassen. Das Schloss ist inzwischen unter der Obhut der Stiftung Preußische Schlösser und Gärten restauriert und als Museum geöffnet worden. Matthias Marr ist dort jetzt Kastellan.

Das Freilegen der Geschichte wirkte im Dorf Paretz wie eine verjüngende Sauerstoffkur. Es aktivierte, wie man heute sagt, die Zivilgesellschaft. Die Stiftung Paretz, spontan von Helga Breuninger, der Geschäftsführerin der gleichnamigen Familienstiftung, nach einem Besuch in Paretz gegründet, will diesen Prozess „nachhaltig“ machen. Auch hier geht es darum, Künstler und Dorfbewohner zu kulturellen Aktivitäten zusammen zu führen. Allerdings ist bei all diesen Aktivitäten auch der Ehrgeiz zu spüren, Paretz zu einer weithin wahrgenommenen Kulturbühne zu machen. Es geht hier weltläufiger als in Edendorf oder Drögenbostel.

Beispielhaft dafür und für die geschickte Netzwerkmacherei der Stiftung ist ein deutsch-französisch-tunesisches Theaterprojekt, zu dem sich die Paretzstiftung mit der in Leipzig gegründeten Studentenförderung „Elemente der Begeisterung“ zusammengeschlossen hat. Bis zum nächsten Jahr soll zusammen mit dem Paretzer Liebhabertheater, einer Laienspielgruppe, die vor allem Tänze und Trachten der Luise-Zeit pflegt, eine Version von Shakespeares „Wie es Euch gefällt“ erarbeitet und dann im zur Bühne gemachten Dorf aufgeführt werden.

Abend wird's im Havelland. Die Landpartie ist zu Ende. Sie war kein Ausflug in die Idylle. Aus der Welt ist man in den Dörfern jedenfalls nicht. Und die Kunst, sie gilt hier etwas, wenn auch manchmal nur als etwas Merkwürdiges. Aber was will sie mehr?

Ein Guerillero in der Galerie

Ist Streetart unantastbar? Ein Graffiti des Künstlers Banksy wurde übermalt. Der Aufschrei ist groß, denn es geht um Geld

BIRGIT GÜLL

M edien berichten, dass ein Frühwerk von Banksy übermalt wurde. Es handelt sich dabei um einen Gorilla mit rosa Maske, den der berühmteste Streetart-Künstler der Welt vor Jahren an eine Hauswand in seinem Geburtsort Bristol gesprüht hatte. In dem Gebäude war damals ein Jugendclub untergebracht, heute ein muslimisches Kulturzentrum. Weil dessen Vorsitzender, Saeed Ahmed, wollte, dass es ordentlich aussieht, hat er die Graffiti an der Außenmauer überstreichen lassen, auch den Banksy.

Es ist nicht das erste Mal, dass eine Arbeit des 1974 geborenen Künstlers übermalt wurde. Nun ist es aber so, dass Banksys Werke keine wertlose Schmiere sind, sondern bei Sotheby's zu Höchstpreisen versteigert werden. Sammler wie Angelina Jolie und Brad Pitt begeistern sich nicht nur für seine

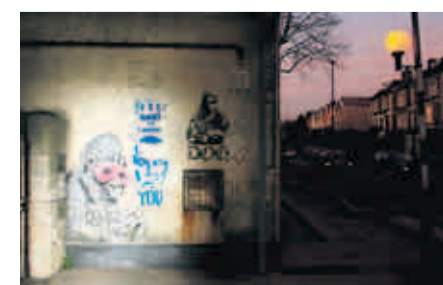
Kunst, sondern sind auch bereit, sie zu bezahlen. Sie ist also etwas wert, auch im strikt materiellen Sinne, und genau deshalb wurde Banksy längst zum Großkünstler geadelt. Dass der Brite ein großes Geheimnis um seine Person macht, weil er sich mit seinen Aktionen zum Teil an der Grenze zur Illegalität bewegt, macht ihn als Figur rätselhaft und verstärkt das Interesse zusätzlich.

Es ist viel Geld im Spiel, und allein das reicht aus, um Ikonen zu schaffen. Die will sich der Betrieb einverleiben, was im Falle von Kunst bedeutet, dass Werke in einem würdigen Rahmen präsentiert werden. In Museen werden sie entsprechend auratisch aufgeladen. Marcel Duchamp hat mit seinen Ready-mades gezeigt, wie ein gewöhnliches Urinal signiert und auf einem Podest platziert zur Kunst wird. Andy Warhol beanspruchte Jahre später mit seinen Brillo-Boxen und Campbell's Konserven Platz in den Museen. Banksy hat sich selbst

ins Museum manövriert, hat seine Werke in die wichtigsten Ausstellungsräume geschmuggelt. Weil sie nicht sofort entdeckt wurde, hing seine Interpretation einer Suspendose mehrere Tage im New Yorker MoMA. War es bei Warhol noch die bekannte Marke Campbell's, so wählt Banksy, der Streetartist, die günstige Eigenmarke der Supermarktkette Tesco. In der Tate Modern fiel das eingeschleuste Werk erst auf, als es von der Wand fiel, weil das Klebeband nicht länger hielt. Das bemalte Stück Mauer mit einem Höhlenmenschen, der einen Einkaufswagen schiebt, von Banksy ins British Museum geschmuggelt, wurde erst nach Tagen bemerkt. Inzwischen sind seine Ausstellungen voll.

Und doch verhält es sich mit der Kunst Banksys anders als mit jener von Duchamp oder Warhol. Die Streetart drängt nicht ins Museum, ihr Ort ist der öffentliche Raum. Banksy bleibt, auch wenn eines seiner Werke 2008 bei So-

theby's bereits für 1,8 Millionen verkauft wurde, Guerilla-Künstler. Heimlich bringt er mit Hilfe von Schablonen – den *stencils* – knutschende Polizisten, Ratten oder Gorillas an Hauswände. Sein Vermummter, der statt eines Steins oder Molotowcocktails einen Blumenstrauß in der wurfbereiten Hand hält, bevölkert inzwischen viele Städte. Die Streetart reklamiert den öffentlichen Raum für sich, um Aufmerksamkeit zu erregen, um Bot-



Wahre Kunst: Banksys Gorilla ist wertvoller, als er aussieht

schaften zu formulieren, die den Werbebotschaften entgegenstehen, auch wenn sie sich bei deren Ästhetik bedient – deshalb muss sie nicht gleich glattgebügelt sein. Es zeigt die ganze Dialektik der Kulturindustrie, dass sie sich auch die Streetart anverwandelt.

Banksy mag ausgesorgt haben, doch dafür der Preis dafür ist die Verwundlung zur urbanen Dekokunst. Schützend wirft man sich vor sein Werk, als gehörte es nicht zum Wesen der Streetart, dass sie übermalt werden kann. Sein erster Film „Exit Through the Giftshop“ füllte im letzten Jahr weltweit Kinosäle. Die BBC zitiert Banksy, der erklärte, sein Film sollte für die Graffiti-Kunst bewirken, was Karate-Kid für die Kampfkunst getan hatte. Jedes Schulkind sollte eine Spraydose in die Hand nehmen. Doch im Gegenteil: „As it turns out, I think we may have made a film that does for street art what *Jaws* did for water skiing.“ Der Film hätte auf die Streetart ei-

ne ähnliche Wirkung gehabt wie „Der weiße Hai“ aufs Wasserskifahren.

In Vierteln, in denen die Wände voll von Graffiti sind und Müll auf der Straße liegt, leben, zumindest bis die Wohnungen saniert sind, nicht jene, die für Kunst zahlen. Doch nur für diese ist Banksys Werk sakrosankt. Saeed Ahmed wollte mit Farbe seine Fassade verschönern. Jetzt muss er Abbitte leisten: „Ich dachte es war wertlos. Ich wusste nicht, dass es wertvoll ist“, zitiert ihn der „Guardian“. Tatsächlich ist das Graffiti, das den Wert des Gebäudes um ein Vielfaches übersteigt, aber doch wertlos für ihn. Er kann es weder bei Sotheby's noch bei Ebay anbieten und jenen offerieren, die sich um die Arbeiten reißen und allen Ernstes die Konservierung von Streetart fordern. Der Gorilla ist inzwischen wieder sichtbar, blass, aber immerhin. Wenn nötig, wird er für Tausende Pfund restauriert werden – weil er ein Vielfaches davon wert ist.